

# Gedanken zur Demobilisation

Autor(en): **Guggenheim, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **21 (1918-1919)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749142>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# GEDANKEN ZUR DEMOBILISATION

Die Einstellung der Feindseligkeiten hat uns bis jetzt neben vielen Hoffnungen wenigstens eine Erleichterung gebracht — die Demobilisation des größten Teils unserer Armee.

Es ist viel polemisiert worden, ob die Grenzbesetzung überhaupt notwendig war; ganz auf sie zu verzichten war wohl nicht möglich — doch, wie dem auch sei, von den vielen unerquicklichen Kapiteln der Tragikomödie „Die Schweiz während des Krieges“ war sie der unerquicklichsten eines. Die „Organisation“ klappte ja besser als erwartet wurde, was aber ist aus unserer Begeisterung vom August 1914 geworden? Nun ist Begeisterung ohnehin eine recht unbeständige Massenempfindung, und dass sie Monaten des eintönigsten Dienstes mit seinen Beschwerlichkeiten, seiner Langeweile, seinen wirtschaftlichen Folgen nicht standhalten würde, war vorauszusehen. Vierjähriger Enthusiasmus ist ein Unding.

Über diese Abkühlung ließe sich weiter kein Wort verlieren, wenn an Stelle der ersten gewaltigen Gemütsbewegung schweigsame Entschlossenheit getreten wäre; was folgte, war jedoch verbissene Resignation und, trotz der nach außen zutage tretenden Gleichgültigkeit, Abscheu gegen alles, was nur an das feldgraue Elend erinnert.

Es lohnt sich wohl, den Gründen dieses Militärhasses nachzugehen. Das Problem, das uns die Mobilisation aufgab, Tausende in den Dienst eines Ziels, einer Idee zu stellen und dauernd an diesen Dienst zu fesseln, ohne dass es immer möglich ist, jeden Einzelnen mit der ganzen Bedeutung des Erstrebten zu erfüllen, dieses Problem werden wir in Zukunft umso öfter lösen müssen, je mehr uns die politische und wirtschaftliche Entwicklung zwingt, unsere Kräfte zusammenzufassen, sei es im weitern, sei es im engern Sinn, zu sozialisieren. Alles hängt davon ab, wie wir dieses Problem lösen.

Dass man in der Armee auf falschem Wege war, braucht kaum mehr gezeigt zu werden, ist diese Armee doch allgemach zum Schmerzenskind unseres Landes geworden. Motionen, kleine und große Anfragen in den kantonalen Behörden, im Bundesparlament, Petitionen, Protestversammlungen, Soldatenvereine, Klagen, Klagen, nichts als Klagen — und immer dieselbe herablassend-bedauernde

Antwort: „Wir begreifen die Misstimmung ja recht wohl — die wirtschaftliche Not — bedauerliche Übergriffe, jedoch gewiss sehr, sehr vereinzelt — unvermeidliche Strapazen — — Opfer müssen wir eben alle bringen!“ Der Soldat hat sich bald eher als Opfer denn als Opferbringer gefühlt.

Es hieße recht klein von unserm Volke denken, wenn Beeinträchtigungen der materiellen Behaglichkeit am ganzen Elend schuld sein sollen. Soviel ist richtig, der größte Teil der Anschuldigungen richtet sich gegen Äußerlichkeiten, und allzuoft hat man kleinliches Mäkeln und agitatorisch breitgetretenen Klatsch hören müssen. Fehler sind unvermeidlich; vor Misshandlungen und Beschimpfungen schützt, obschon unzulänglich, das Beschwerderecht. Wenn sich die Unzufriedenheit trotz allem häufig in Klagen gegen unwesentliche Dinge äußert, so beweist das nur, dass der Soldat sich der Ursache seiner Misstimmung selbst nicht voll bewusst ist. Wie bei allen Volksbewegungen, wird ein tatsächliches Unrecht nur dunkel empfunden, während sich der Kampf gegen Erscheinungen richtet, die mit dem Grundübel gar nicht oder nur sekundär zusammenhängen. Selten wird ein Soldat erzählen, dass ihm Unrecht getan wurde, es sei denn, dass eine glänzende Rechtfertigung folgte. Und doch ist von Jedem Unrecht erduldet worden — hundertfach. Unrecht, das sich gar nicht in eine Beschwerde fassen ließe, Unrecht, das kein schützender Paragraph und kein demokratisches Alinea hätte verhindern können.

Der Ton, der Blick, die Geste, die zu erkennen gibt: Du wirst mir gehorchen, nicht weil mein Antlitz den Führer verrät, nein, weil du *mußt*, weil ein unbedachtes Wort genügt, dich einkerkern zu lassen! — Diese machtlüsterne Missachtung der Individualität im Ändern ist das bedenklichste Vergehen gegen die Grundlage unserer Freiheit, die Selbstachtung, es ist — Majestätsbeleidigung. Das soll kein Spiel mit dem Begriff „Volkssouveränität“ sein. Nicht die stimmzettelbewehrte Souveränität wird beleidigt, sondern das heilige Bewusstsein auch des Geringsten, nicht nur Untertan des Staates, sondern, zuhause wenigstens, selbst Mittelpunkt eines noch so kleinen Kreises „rund für sich ein kleiner König“ zu sein. Majestätsbeleidigung ist es, wenn der Hauptmann den Soldaten einen „windigen Kerl“ heißt, weil er die Scheibe fehlt, Majestätsbeleidigung ist es, wenn ihn ein hochfahrendes Leutenäntchen „einen

Menschen ohne Energie“, einen „Zivilisten“ nennt, Majestätsbeleidigung ist allein der „giftige“ Ton, mit dem ihm der Korporal den korrektesten Befehl gibt. „Ha, könnte ich ihn vor Gericht stellen, diesen Ton!“

Wie rühmt man uns nicht die männererziehende Disziplin und als ihre höchste Tugend das „Maulhalten“! Zugegeben, auch das ist eine Tugend, bisweilen eine edle, öfters eine nützliche. Vor den nützlichen Tugenden jedoch sollten wir uns ängstlicher hüten als vor sämtlichen sieben Todsünden. Es mag's Einer weit bringen, der abgerichtet worden ist, sich alles sagen zu lassen. Wir werden so abgerichtet. Der Vorgesetzte spricht zu uns, wie kein Mann zum andern sprechen darf, und wir geben die Lakaienantwort: „Zu Befehl, jawohl“.

Es ist wahr, solange wir in der Uniform stecken, scheint es, als ließen sich diese Demütigungen mit einem resignierten Achselzucken abschütteln. Zuhause aber, wenn wir „vom Dienst erzählen“ sollen, da fühlen wir, dass wir unsere Schande nicht verraten dürfen, wenn wir nicht unser Ansehen, unser — Königtum, verlieren wollen. Wir wollen nicht ob unserer Schwachheit bedauert werden. Diesem schmerzlichsten, bedrückendsten Mitleid zu entgehen, verschweigt der Sohn dem Vater, der Gatte dem Weib, der Freund dem Freunde die erniedrigende Schmach: wir schämen uns. Die Scham aber ist ein Zeichen unserer Schuld.

Unsere Führer haben unverzeihliche Fehler begangen. Sie haben zu uns tagtäglich von soldatischer Ehre gesprochen und die Wurzel alles Ehrgefühls in gedankenloser Beschränkung zerstört. „Im Dienst muss man sich's eben gefallen lassen,“ wie oft habe ich dieses Wort gehört. Das hätte nie sein dürfen. Sich etwas gefallen lassen, heißt, auf sein Recht verzichten, und wer sich dauernd Unrecht oder Kränkung gefallen lassen *muss*, verliert mit der Übung auch die Fähigkeit, sich für Recht und Ehre zur Wehr zu setzen. Ein Volk, vor Allen auserwählt, sein eigener Herr zu sein, muss nicht nur seine Freiheit, sondern auch seine Freiheiten eifersüchtig zu wahren und zäh zu verteidigen wissen, und es kann das nur solange, als ihm das Substrat aller Freiheit, das Rechtsbewußtsein, erhalten bleibt. Ich zitiere Ihering:

„Zeigt sich das Rechtsgefühl der Einzelnen . . . stumpf, feige, apathisch . . . trifft es Verfolgung, wo es Unterstützung und Förderung erwarten dürfte; ge-

wöhnt es sich in Folge davon daran, das Unrecht zu dulden und als etwas zu betrachten, was sich einmal nicht ändern lasse: wer möchte glauben, dass ein solches geknechtetes, verkümmertes, apathisches Rechtsgefühl sich plötzlich zur lebendigen Empfindung und zur energischen Reaktion sollte aufraffen können, wenn es eine Rechtsverletzung gilt, die nicht den Einzelnen, sondern das ganze Volk trifft: ein Attentat auf seine politische Freiheit, den Bruch oder Umsturz seiner Verfassung, den Angriff des äußeren Feindes.“

Geblendet durch klingende Worte von der Notwendigkeit einer Unterwerfung der Persönlichkeit zur Abwendung einer unleugbaren drohenden Gefahr, ließen wir uns Fesseln anlegen, die zu sprengen wir bis heute die Kraft noch nicht gefunden haben. Uns dieser Fesseln nicht entwöhnt zu haben, ist der Fehler unserer Führer; unsere Schuld ist es, ihnen, wenn schon nicht kommentarlos, bis heute Gefolgschaft geleistet zu haben. Wir besitzen die Offiziere, die wir verdienen.

Wären wir in Wahrheit erfüllt von demokratischem Geist (von dem wohl Lessings Wort gilt, dass wir von der Tugend, die uns fehlt, am meisten sprechen), so müssten wir heute trotz fürchterlicher Kriegsartikel und trotz eines antiquierten Militärstrafrechtes nicht mit Beschämung erkennen, dass das „Volksheer“ immer noch Postulat ist. Wir haben stets darnach gerufen und auf den Messias gewartet, der da ausgösse den heiligen demokratischen Geist auf alles, was da Schnüre und Galons trägt — als ob die Demokratie von außen kommen könnte. Nur ein unterworfenes Volk darf auf den Befreier hoffen, ein freies muss sich selbst befreien.

Nun bin ich weit davon entfernt, zu verlangen, eine demokratische Truppe müsse den Beleidiger ihrer Männerwürde mit pathetischem „Wer wagt es!“ in die Schranken weisen oder sich sonstwie auf Unternehmungen voll Mark und Nachdruck einlassen. Hätten wir im Grunde unseres Herzens nicht doch noch einen heidenmäßigen Respekt vor der leersten Uniform, niemand dürfte es wagen, sich überheblich zu zeigen, ohne sich unsterblich lächerlich zu machen. „Preußentum“ ist so unmöglich in der Demokratie wie ein Eisberg unter der Tropensonne.

Man sagt, in den welschen Truppenteilen sei das Verhältnis ein weit kameradschaftlicheres als bei den Deutschschweizern. Der Romane, als Individualist, hat wohl von Geburt an ein stärker entwickeltes Gefühl für das Lächerliche dessen, was Spitteler einen

„feierlichen Kerl“ nennt. Dieser Individualismus, in rechte Bahnen gelenkt, könnte uns vor viel Schlimmem bewahren. Gewiss, Individualismus ist nicht gleichbedeutend mit Demokratie, aber vielleicht doch die beste Grundlage zu ihr. Geistige Bewegungsfreiheit sollte uns weit mehr zur Lebensnotwendigkeit werden, als bis jetzt der Fall ist. Freiheit und Demokratie waren uns immer sehr ernste, jedoch zu sehr theoretische, abstrakte Dinge, Form, nicht Inhalt des politischen Lebens. Was wir als höchste Errungenschaften unserer freiheitlichen Entwicklung zu betrachten gewohnt sind, wie Volkswahl der Behörden, Referendum usw., sind zwar Mittel, den Volkswillen leicht zum Ausdruck zu bringen, nur dann aber von Bedeutung, wenn der Wille zur Freiheit jeden Einzelnen durchdringt, wenn jeder Einzelne bereit ist, die Verantwortung der Unabhängigkeit auf sich zu nehmen und andererseits dem Mitbürger das Vertrauen zu schenken, dass er seine Unabhängigkeit nicht missbrauchen werde. Gegenseitiges Vertrauen muss auch das Verhältnis zwischen Vorgesetztem und Untergebenem sein. Beide werden sich als gleich unentbehrlich achten lernen und sich nicht mehr als Feinde einander gegenüberstehen. Die Mobilisation hat bewiesen, dass Zwang, Unterwerfung, doch nur kurze Zeit wirksam bleibt. Wir wollen uns auch nicht mehr selbst für unmündig erklären, indem wir ein System für Fehler verantwortlich machen, die unsere Scheu vor einem neuen Gedanken zur Ursache haben. Die neue Losung soll sein: Der freie Mensch im freien Staat.

Nur ein Mittel gibt es, diesem Ideal näher zu kommen: den Glauben an seinen Mitmenschen nicht verlieren. Verhängnisvoll wäre es, jedes Streben nach Vervollkommnung für Ideologie zu erklären. Die scheinbare Unerreichbarkeit des Ziels darf uns nicht hindern, es unverrückbar als Richtungspunkt festzuhalten.

ST. GALLEN

F. GUGGENHEIM

